

*Year: 2005*

## **Der Bibliothekar Heinrich Pantaleon**

Jenny, Beat Rudolf

Posted at edoc, University of Basel

Official URL: <http://edoc.unibas.ch/dok/A6243561>

Originally published as:

Jenny, Beat Rudolf. (2005) Der Bibliothekar Heinrich Pantaleon. In: "Treffenliche schöne Biecher" : Hans Ungnads Büchergeschenk und die Universitätsbibliothek Basel im 16. Jahrhundert (mit einem Ausblick auf spätere Geschenke). Basel, S. 108-115.

Die grösste Gruppe bildeten jeweils die theologischen Werke. Vergleicht man diese Zahlen mit dem ersten Katalog von 1559 (190 Handschriften, 665 Drucke), der mit Nachträgen 1583 einen Bestand von etwa 1280 gedruckten Titeln dokumentiert, so zeigt sich eine erhebliche Differenz. Dies erklärt sich damit, dass Pantaleon nicht alle Eingänge nachgetragen (dies gilt z.B. für die Ungnad-Bände) sowie vermutlich nicht den Gesamtbestand katalogisiert hat. Angesichts der Tatsache, dass sich heute rund 500 Handschriften aus der ehemaligen Predigerbibliothek in der Universitätsbibliothek befinden, ist indessen nicht auszuschliessen, dass diese Unvollständigkeit sogar noch für den Wurstisen-Katalog gilt.

Die Uracher Drucke Hans Ungnads sind allerdings von Wurstisen verzeichnet worden, und zwar bei den theologischen Drucken in Quart (Nr. 375–385, → Abb. 41) und in Oktav (Nr. 446/447 und 481–485), insgesamt 18 Bände (→ 10.1). Da sie in fortlaufender Nummernabfolge inventarisiert sind, waren sie damals wohl zusammen aufgestellt. Die Nummer 446 («Augustana Confessio eiusdemque apologia. Italicè. Tubingae 1562») entspricht dem italienischsprachigen Sammelband mit der heutigen Signatur FN.X.8. Auffällig ist, dass Wurstisen einige (begreifliche) Fehler unterlaufen sind: Beim glagolitischen *Beneficium Christi* schloss er irrtümlich auf kyrillische Schrift, während er den kroatischen Katechismus und das kroatische Augsburger Bekenntnis fälschlicherweise als slowenische Ausgaben angab. Die gleichen Irrtümer finden sich in einem Verzeichnis von der Hand des Basilius Amerbach (→ 7); möglicherweise diente dieses Wurstisen bei der Inventarisierung als Vorlage.

Im Pantaleon-Katalog von 1559 finden sich Nachträge bis ins Jahr 1583. Danach dürfte ihn der Wurstisen-Katalog abgelöst haben; dieser ist durch die Signaturangaben und die alphabetische Ordnung wesentlich

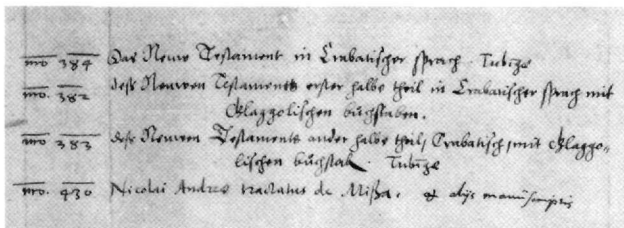
übersichtlicher als der erste Katalog von 1559. Allerdings ist das neue Inventar in der Folge nicht nachgeführt worden, so dass erst der von Conrad Pfister (1576–1636) 1622–1624 angelegte Katalog in fünf Bänden wieder eine Übersicht über den Bibliotheksbestand nach der Einverleibung der Klosterbestände erlaubt. Den für lange Zeit gültigen Katalog schuf schliesslich 1672–1678 Johannes Zwinger (1634–1696), als er die Handschriften in fünf sowie die gedruckten Bücher in zwölf Bänden verzeichnete. Das von ihm neu geschaffene Signatursystem ist bei den gedruckten Büchern erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verändert worden; für den Handschriftenbestand hat es bis heute Gültigkeit.

**Lit.:** Achilles Burckhardt: Christian Wurstisen. In: *Beiträge zur vaterländischen Geschichte* 12, 1888, S. 357–398. – Rudolf Luginbühl: *Diarium des Christian Wurstisen 1557–1581*. In: *BZ* 1, 1901, S. 53–145.

Lorenz Heiligensetzer

## 17. Der Bibliothekar Heinrich Pantaleon

Bei Heinrich Pantaleon (13. Juli 1522–3. März 1595) handelt es sich um eine ebenso merkwürdige wie bemerkenswerte Gestalt der akademischen Welt Basels im 16. Jahrhundert. *Merkwürdig* ist er im abwertenden Sinn von «eigenartig, aus dem Rahmen des Üblichen fallend, kurios, sonderbar, absonderlich» und somit belächelt, verspottet oder schliesslich auch beneidet, wie zahlreiche zeitgenössische Urteile belegen. *Bemerkenswert* ist er insofern, als die Basler Gelehrten Geschichte, sei es die der einzelnen Personen, die der Universität oder die der Buchproduktion, trotzdem nicht umhinkommt, Pantaleon ihre *Aufmerksamkeit* zu widmen und seine Tätigkeit als im bleibenden Sinn grundlegend zu würdigen. Dies, obwohl er weder als langjähriger Dozent an der Artistenfakultät noch als Doktor der Medizin, somit Mitglied der medizinischen Fakultät und wiederholt deren Dekan, eine besondere pädagogische Begabung gezeigt, eine eigenständige fachspezifische Leistung hervorgebracht hätte oder im nachreformatorischen Streit der theologischen Meinungen hervorgetreten und somit «chronikwürdig» geworden wäre. Weshalb also trotzdem nicht ein «ferner liegen», der nur der Vollständigkeit



Bibliothekskatalog Wurstisens (ca. 1583), Ausschnitt Nr. 382–384 (Theol. 4°): Eintrag des glagolitischen und kyrillischen Neuen Testaments (→ 10.1).

wegen ganz am Rande zu beachten ist, sondern im vorliegenden Zusammenhang, d.h. im Rahmen der Geschichte der Universität und ihrer Bibliothek, eine ausgiebige Würdigung verdient?

Rudolf Thommen hat als erster 1889 in seiner *Geschichte der Universität Basel 1532–1632* (S. 271–277) versucht, diese Frage zu beantworten: «Dankbar muss man ihm dafür sein, dass er [...] sich des verwahrlosten Archivs derselben [*sc. der med. Fakultät*] annahm. Er bemühte sich, die verloren gegangene Matrikel so weit als möglich [...] wieder herzustellen [...]. Pantaleon ist überhaupt als der eigentliche Universitätshistoriograph anzusehen. Er trug in die grosse Matrikel [*sc. der Universität*] viele brauchbare Notizen über Angehörige der Hochschule ein, er hat ferner auch die philosophische und theologische Matrikel mit Nachrichten über die kritische Übergangszeit [*sc. nach der Reformation*] versehen, ein Verzeichnis der an der Artistenfakultät von 1544–1556 wirkenden Professoren angelegt, [...] kurz der Name Pantaleons ist mehr als der irgend eines seiner Kollegen mit der Geschichte der Universität Basel auf das innigste verwoben» (S. 276). Ist dieser letzten Aussage durchaus zuzustimmen, so greift Thommen mit dem Epitheton «Universitätshistoriograph» eindeutig zu hoch. Und dies vielleicht deshalb, weil er über den verschiedenen Matrikeln, Rechnungs- und Statutenbüchern, die Pantaleon wiederhergestellt, ergänzt oder gar neu angelegt hat, seine zweite grundlegende und nun rein inventarisierende Leistung nicht in Betracht zog, nämlich die Abfassung des ersten zweiteiligen Katalogs der Universitätsbibliothek (UBB, A R I 17 und 18, → 16 und 21.3b). Diese erfolgte 1559 im Zusammenhang mit der Neueinrichtung der Bibliothek in einem eigens dazu umgebauten Gebäude, gelegen vor dem sogenannten Unteren Collegium am Rheinsprung auf der Flussseite, und der Zusammenlegung der Altbestände der Universität mit den Bücherschätzen aus kirchlichem Besitz, welche die Reformationswirren überlebt hatten (dies zunächst noch ohne die Leonhards- und die Kartäuserbibliothek). Es wird somit klar, dass Pantaleons denkwürdige Spezialität keineswegs die eines Historiographen war, sondern gleichsam die eines Verwaltungsspezialisten, der erkannt hatte, dass es nach dem institutionellen Wiederaufbau der Universität und der Neuordnung des Lehrbetriebs auch die schriftlichen und archivierbaren Verwaltungsinstrumente wiederherzustellen, zu ergänzen bzw. neu anzulegen galt. Sein Anliegen

war somit primär ein praktisches, auf das Funktionieren der Universität und deren Fakultäten sowie auf die Studenteninternate des Oberen (Augustiner-) und Unteren Collegiums ausgerichtetes. Doch beflügelte ihn bei seinen Unternehmungen zweifellos das dem Humanismus inhärente Wissen darum, dass diese Verwaltungsschriftlichkeit Quellenmaterial war, ohne das man keine Geschichte schreiben kann – und somit auch nicht die Geschichte seiner eigenen Person bzw. Familie. Gerade bezüglich des letzten Aspekts mutiert nun der beachtenswerte Universitätsregistrator zum eigenmächtigen Sonderling, indem er seinen Zugang zu den Matrikeln als Hauptquellen zur Universitätsgeschichte dazu benutzt, seine eigene akademische Karriere, soweit sie seinerzeit aus welchen Gründen auch immer nicht registriert wurde, nachträglich eigenhändig zum aktenmässig belegten Faktum zu erheben. Mehr noch: Da er im Eintrittsrodel der Schneiderzunft anlässlich seiner eigenen Zunfterneuerung am 16. Juni 1547 seinen Vater Christian Pantli offenbar nicht finden kann, trägt er dessen Zunftaufnahme zwischen Einträgen von 1504/05 samt Datum 1501 (die 0 zusätzlich auf nachträglicher Rasur!) eigenhändig nach (StA, Zunftarchiv Schneidern 1: Handbuch 1463–1681). Allerdings unterlässt er es dabei – was zwecks Vortäuschung von Echtheit nötig gewesen wäre –, die bei den andern Einträgen übliche Formulierung zu verwenden sowie ein Monats- und Tagesdatum anzugeben. Letzteres vielleicht ein Zeichen seiner «Oberflächlichkeit» (Thommen), Flüchtigkeit, mangelnden Präzision, selbst bei Daten seiner Autobiographie oder etwa wiederholt beim Todesdatum des Bonifacius Amerbach. Eine Schwäche, die niemandem verborgen bleiben kann, der sein gedrucktes oder handschriftliches Opus benutzt. Angesichts solcher Manipulationen in eigener Sache stellt sich uns die Frage, ob sie Zeichen beeinträchtigten Selbstwertgefühls oder mangelnder Akzeptanz in der Gesellschaft gewesen sein können, und insgesamt, wie sich ein so zwiespältiges Bild seiner Person, wie es die Quellen vermitteln, erklären lässt. Es ist somit nach der Biographie gefragt.

Diese bereitete bisher keine Schwierigkeiten. Im Gegenteil: Pantaleon ist diesbezüglich in der gesamten Prosopographie seit dem 16. Jahrhundert und neuzeitlichen Lexikographie dadurch bevorzugt, dass eine 1566 erstmals gedruckte Biographie vorliegt, zum Schein von einem angeblichen Anonymus in der dritten Person abgefasst, jedoch aus Pantaleons Feder stammend: Einer-

seits höchst *beachtenswert*, handelt es sich doch wohl um die erste gedruckte Autobiographie eines Baslers. Andererseits jedoch höchst *merkwürdig* und mindestens Anlass zu ironischem Schmunzeln. Denn sie bildet den sechsseitigen und somit verglichen mit dem Umfang anderer Viten höchst gewichtigen Schluss der zuerst lateinisch abgefassten und hernach ins Deutsche übersetzten Heroenprosopographie bzw. des deutschen Heldenbuchs (→ 25), einer chronologisch angelegten Sammlung von Biographien namhafter «Germanen» bzw. Deutscher von den mythischen Anfängen bis zur Gegenwart mit z.B. den Viten von Adam, Divico, Christus (!), Hermann dem Cherusker, Karl dem Grossen und von zahllosen zunächst mythischen und hernach historischen Königen, Adligen, Geistlichen und schliesslich bürgerlichen Gelehrten. Pantaleon somit als letzter Heros, überdies mit echtem Holzschnittporträt im Halbprofil (Abb. 42), wie solche begreiflicherweise nur wenigen Zeitgenossen gewährt



43

Heinrich Pantaleon, Frontalansicht. *Pantaleon P. I*, Bl. Av.

werden konnten, wie wenn seiner demonstrativen Präsenz nicht schon dadurch Genüge getan wäre, dass er sich in grossem Holzschnitt schon auf den Titelblättern der drei Teile in Frontalansicht vorgestellt hatte (Abb. 43)! Trotzdem ist festzuhalten: Das ganze Heldenbuchunternehmen war zwar einmalig und eine höchst beachtenswerte Premiere, dazu mindestens Zeugnis unerhörten kompilatorischen Fleisses und erstaunlicher Quellenkenntnis. Aber gleichzeitig manifestierte sich hier ein unbändiger Geltungsdrang des Autors, der offensichtlich nicht darauf vertraute, dass das Werk den Meister zur Genüge loben würde. Nochmals: Woher diese Diskrepanz? War sie in Pantaleons Wesen angelegt oder mindestens zum Teil durch das Milieu bedingt, in dem er aufgewachsen war?

Oberflächlich betrachtet enthält die Autobiographie keine entsprechenden Hinweise. Doch dringt man tiefer, so findet man auffällige Leerstellen. Die Eltern werden mit der laufend verwendeten, nichtssagenden Formel «honestibus parentibus natus» (Kind ehrenwerter Eltern) abgetan, der Vater Christian ohne Hinweis auf seinen



42

Heinrich Pantaleon, Seitenansicht. *Pantaleon P. III*, S. 560.

Schneiderberuf nur als feuriger Anhänger der Reformation und als derjenige erwähnt, der für die erste Schulung sorgte. Über diese wird jedoch mit der salopp-nichtsagenden Formulierung hinweggegangen: Pantaleon habe später immer wieder betont, «sese nescire quo tempore et quomodo prima literarum fundamenta iecerit, cum et loqui et legere una fere coeperit» (in der deutschen Übersetzung verdeutlicht bzw. korrigiert in: «das er harnach selbs nit gewüsst, wann er reden oder lesen gelernet»). Der Vater taucht hernach nur noch zweimal auf, als von dritter Seite zum Handeln Veranlasser, während der Sohn zunächst die Lateinschule zu St. Peter besucht, dann, mit dreizehn Jahren, im Haus des Rats Herrn Rudolf Frey als Hauslehrer von dessen Sohn wirkt und anschliessend vorübergehend, da ohne Nutzen für die Fortbildung, in einer Druckerei tätig ist, schliesslich 1537/38 ein Jahr lang mit Erfolg die Lateinschule zu Freiburg im Breisgau besucht und 1538/39 (mit auffallender Verspätung gegenüber dem sonst üblichen dreizehnten Altersjahr) endlich in Basel immatrikuliert wird. Von der Mutter kein Wort. Doch kann vielleicht diesbezüglich die folgende, die Mutter nur indirekt betreffende Angabe weiterführen, die sich im anschliessenden Bericht über eine weitere abrupte Wende in Pantaleons unruhiger Jugend findet: Nach anderthalb Jahren des Studiums in Basel, heisst es da, sei er auf Veranlassung *seines Onkels*, des aus Basel stammenden Augsburger Druckers Melchior Kriesstein, nach Augsburg geschickt worden, angeblich zur Weiterbildung. Kann dies anhand allfälliger Basler Akten einen Rückschluss auf die Mutter ermöglichen, zumal Kriesstein eine gut belegte Persönlichkeit ist? Kann so Klarheit über die Familienverhältnisse gewonnen werden, über die sich Pantaleon offensichtlich bewusst ausschweigt?

Archivalisch ist folgendes belegt: Am 28. September 1508 verkauft der aus Freiburg (CH) gebürtige Krämer Jakob Murer, Bürger von Basel, seine oben am Spalenberg (Nr. 38) gelegene Liegenschaft, Bannwärts Haus genannt, die mit erheblichen Geld- und Naturalzinsen belastet ist, an «Cristan Panthli», den Schneider, «ouch burger zu Basel», und seine Frau Adelheid für sechs Pfund Stebler (StA, Hist. Grundbuch). Dies ist der erste fundierte Beleg für Pantlis Anwesenheit in Basel und seine Verheiratung. Der hier vorliegenden Angabe, er sei Basler Bürger, widerspricht jedoch leider die folgende, zweifellos als Primärquelle zu bevorzugende Notiz des Öffnungs-

buches vom 28. August 1514: «Ist Cristan Panthlin, dem schnyder von Rauenspurg, vnd sinen kinden, So hie erborn sint, das Burgrecht geluchen [*sic!*] etc.» (StA, Öffnungsbücher 7). Belegbar ist ferner, dass Christian Pantli von der Einbürgerungstaxe von vier Gulden nur einen bar bezahlen konnte und weitere Teilzahlungen 1516 und 1518 leistete, jedoch bis 1517 dreimal Bürge bei der Bürgerrechtsverleihung an weitere Schneider wurde. Zusätzliche Belege über Christians erste Frau Adelheid und die hier genannten (allenfalls hypothetischen) Kinder liessen sich nicht beibringen. Bezüglich der Schneiderzunft gibt es ausser dem bereits erwähnten fragwürdigen Eintrag nur den einen authentischen Beleg, dass Christian Pantli 1534 die Schneiderzunft *erneuerte*. Dies bedeutet, dass er schon früher aufgenommen worden sein muss (vermutlich gleichzeitig mit der Einbürgerung, wie dies üblich war), ohne dass dies registriert wurde. 1531 gerät «Cristen Pantli, der schnider» im Verlauf des zweiten Kapplerkrieges am Gubel in Gefangenschaft (s. *Reformationsakten* 5, S. 460). Spätestens damals muss er in zweiter Ehe mit einer Barbara Goldenberger verheiratet gewesen sein. Denn am 20. Juli 1535 stellte er vor dem Basler Ehegericht den Antrag, dass er von dieser geschieden werde, da sie ihm seit fünf Jahren «nye eeliche bywonung gethan, sonder hang sy [...] an eim landsknecht vnd ziehe mit demselben doraffter jm land jnn eim schantlichen leben» (StA, Gerichtsarchiv U 3). Zudem war sie ohnehin schon zuvor «von jr uppigkeit wegen» aus der Stadt verbannt worden. Nachdem am 12. Dezember 1536 zwei aus Frankreich zurückgekehrte Basler Söldner bestätigt hatten, dass sie Barbara «vnder andren knechten sehen wandlen vnd jnn sunden besteckt, der gestalt, das er [*sc. Pantli*] nit möcht jr widerkerung hoffen», und diese Zeugenaussagen auch schriftlich vorlagen (im französischen Heerlager vor «Abyon» sei sie unter den Landsknechten gesehen worden mit einem etwa einjährigen Kind, das sie von ihrem Begleiter, einem Profos, habe), wurde Pantli am 6. März 1537 die Erlaubnis zur Wiederverheiratung urkundlich erteilt. Gleich am folgenden 24. April liess er tatsächlich zu St. Peter seine dritte Ehe mit Barbara *Kriechstein* (Kriechstein vermutlich Verlesung statt Kriesstein; denn die Gräzisierung lautet: Cerasopyrenus) einsegnen. Damit ist zunächst folgendes klar: Melchior Kriesstein war *nur* Heinrich Pantaleons *Stiefonkel*. Dann jedoch, und das ist entscheidend: Pantaleon wuchs spätestens seit seinem achten Lebensjahr, mögli-



cherweise schon früher, mutterlos auf, und seine Aufenthalte im Haus des Ratsherrn Frey sowie in Freiburg, schliesslich auch der Versuch, ihn nach Augsburg abzuschieben, waren offensichtlich durch die häusliche Misere bedingt. In dieses Bild passt, dass man ihn später verächtlich als «Hüppenbub» bezeichnete, d.h. als einen, der infolge Armut als Kind auf den Gassen hatte mit Hüppen hausieren müssen und dabei rief: «Hie Hupy!» Erst vor diesem Hintergrund gewinnen seine aufdringlich wirkenden Hinweise auf seine voruniversitären schulischen Erfolge und die verschiedenen hochgestellten Gönner ihr volles Gewicht: Ein offensichtlich aufgeweckter, intelligenter Junge mit erstaunlich leichter Auffassungsgabe und Sprachbegabung sollte nicht gleich dem Vater zum ärmlichen «Hosenpletzer» (so ein Zeitgenosse abschätzig über den väterlichen Beruf) werden. Vorwegzunehmen ist hier, dass das Leben des Vaters schliesslich auf erbärmlichste Weise enden sollte: Ein Notzuchtversuch an einem kleinen Schuhmacherstöchterchen, das auf dem Petersplatz zusammen mit seinem Schwesterchen ein Schaf hütete, führte zu seiner Verhaftung und hätte wohl die Todesstrafe zur Folge gehabt, da es ja keine Zuchthausstrafen im heutigen Sinn gab. «Aber sin alter vnd kindtheit, *auch sins suns, des Helffers zuo sant Peters, underthenige Bitt*» [Hervorh. d. Verf.] führten am 23. Mai 1549 zur Haftentlassung unter Strafmilderung im Sinn eines lebenslänglichen Hausarrests in «sins suns huss vnd Jnn dem gmach, so er Jme Ingeben wirt» (StA, Ratsbücher O 8). Die zusätzliche mildernde Klausel, er dürfe «vnder die wellt nitt wandlen noch gon, es werde Jm dann erlaupt», war überflüssig, denn Pantli starb bereits am 2. Februar 1550.

Dass Pantaleon diese Affäre in seiner Lebensbeschreibung übergeht und nur an anderer, versteckter Stelle im Heldenbuch einige Angaben über den Grossvater in Ravensburg, die Übersiedlung des Vaters nach Basel und dessen Tod macht, ist mehr als verständlich. Dennoch bleibt die Frage, ob es sich hier nicht um ein traumatisches Erlebnis für den Sohn, insbesondere in seiner Situation als Aufsteiger und Theologe, gehandelt hat und ob sein später in Basel gerne belächeltes Auftreten nicht z.T. hier seinen Ursprung hat. Dass er allerdings diese Erniedrigung unbeschadet überstand, erklärt sich einerseits durch sein beneidenswert unkompliziertes, sehr kommunikatives, zugleich aber unerhört tatkräftiges Wesen. Andererseits ist zu bedenken, dass er 1550 in Basel sowohl beruflich wie gesellschaftlich und damit auch finanziell

sicher positioniert war. Denn nachdem er sich 1539/40 – das Angebot des «Onkels», sein Mitarbeiter und später Nachfolger zu werden, in den Wind schlagend – als Amanuensis und Dolmetscher eines reichen italienischen Arztes aus Parma an der Universität Ingolstadt aufgehalten und mit diesem im Gefolge König Ferdinands nach Wien gezogen war, hatte er, vom Arzt finanziert, die Universität Heidelberg bezogen und dort im Dionysianerkollegium zwei intensive reguläre Studienjahre verbracht und den Grad eines Bakkalaureus erworben. Im Begriff, sich auf das Magisterexamen vorzubereiten, und inzwischen auch von Basel mit einem Stipendium unterstützt, wurde er durch die Deputaten 1542 zurückberufen, im Unteren Collegium untergebracht (dieselbst von 1544 bis 1553 Corregens) und sogleich mit ausserplanmässigen Vorlesungen und vorübergehend mit dem nebenamtlichen Pfarramt in Reinach betraut. Am 25. April 1544 besteht er das Abschlussexamen als Magister, wird kurz darauf Mitglied des Rates der Artistenfakultät und am 17. Dezember Dozent an derselben. Damit ist für ihn die Zeit der Armut beendet, nachdem zuvor noch Bonifacius Amerbach für die Prüfungsporteln und die Deputaten für die Anschaffung von Magistertalar und -barett haben aufkommen müssen. Ersterer könnte es gewesen sein, der den Bürgermeister Theodor Brand, seinen Freund, veranlasste, sein Mündel Cleophe Kösy, die verwaiste Nichte seiner Frau, Pantaleon zur Frau zu geben: Die kirchliche Trauung fand am 22. Januar 1545 statt. Einerseits Zeichen der gesellschaftlichen Integration, andererseits Begründung eines offensichtlich lebenslänglichen familiären Glücks für den diesbezüglich in der Jugend arg Gebeutelten. Denn die Eheleute konnten – nicht nur ein beachtenswertes, sondern damals ein einmaliges Ereignis – im Dezember 1594 (wohl 50. Wiederkehr des Abschlusses des Ehekontraktes) die goldene Hochzeit feiern, nachdem ihnen 1545 bis 1573 elf Kinder geschenkt worden waren. Unmittelbare Folge der Eheschliessung: definitive Aufnahme in den Kirchendienst als zweiter Diakon zu St. Peter. Nach Pantaleons eigener Einschätzung eine Art Sinekure, die neben der (z.T. privaten) Vorlesungstätigkeit weitere Studien in Theologie und Medizin und vor allem publizistische Tätigkeiten zuließ. Eine lukrative, häufig notwendige Nebenbeschäftigung, wie sie damals für Dozenten der Artistenfakultät gang und gäbe war.

Mit letzterer hat Pantaleon schon gleich nach seinem Magisterium begonnen: Am 21. August 1544 widmet er

dem Knaben Basilius Amerbach, wohl als Dank für die Unterstützung durch den Vater, eine Ausgabe von *Catonis disticha moralia*; 1546 gab er seine Komödie *Philargirus*, ein Spiel über den Zöllner Zachäus («huius seculi hominibus ut lepidum, sic utilissimum» [den Zeitgenossen zwar zur Belustigung, jedoch höchst (moralisch) nützlich]) heraus, indem er damit der damals in Basel blühenden Kultur des biblischen Dramas und entsprechender Publizistik Rechnung trug. Von ganz anderem Gewicht, weil Ergebnis unermüdlicher Kompilatorik, war seine *Chronographia Ecclesiae Christianae* von 1560, ein Handbuch zur Kirchengeschichte, das später noch mehrere Neuauflagen erleben sollte und somit ein publizistischer Erfolg war. Doch gerade darin typisch für Pantaleons Umgang mit der Geschichte, dass er keinen fortlaufenden Text, sondern alle Namen und Fakten fein säuberlich in Tabellen aufgeteilt bot, wie er das 1572 erneut in seinem *Diarium historicum*, das allerdings weitgehend Plagiat ist, und *mutatis mutandis* in seinem *Heldenbuch* erneut tun sollte. Diese Gabe, sich weitgehend vom Gehalt und gedanklichen Zusammenhang eines Textes zu distanzieren, machte ihn zum gesuchten und zweifellos gut bezahlten Mitarbeiter Frobens, als es galt, die Kirchenväterausgaben mit mehrfachen Indizes, einer Qualitätsmarke für Basler Drucke, zu versehen. Bei der Hilarius-Ausgabe vom Februar 1550 wirkte er zudem als Lektor. Erneut merkwürdig dabei, dass ihm bei der Hieronymus-Ausgabe von 1553 – im Gegensatz zu der sonst bei Registern üblichen Anonymität – für die Indizes ein eigenes Titelblatt mit Namensnennung sowie ein Vorwort zugestanden wurden.

Der unmittelbare Weg zur Autorschaft des Bibliothekskatalogs scheint somit klar vorgegeben zu sein. Doch damit es überhaupt dazu kam, bedurfte es eines schweren Knicks in Pantaleons ehrgeiziger Theologenkariere, die er neben seiner Tätigkeit in der Artistenfakultät – damals durchaus üblich – beschritt. 1547/48 war er sogar Artistendekan und half tatkräftig mit, die nachreformatorische Neuorganisation derselben zu vollenden, durch das Abfassen und Registrieren von neuen Statuten und die Neuanlage oder Nachführung von Rechnungsbüchern und Sondermatrikeln. Anregung dazu und Vorbild mögen ihm die dank fürstlicher Kontrolle geordneten Verhältnisse an der Heidelberger Hochschule gewesen sein. Daneben war er, wie wir bereits wissen, weiterhin publizistisch tätig und hielt an Tagen, an denen die Ordi-

narien nicht lasen, theologische Vorlesungen. Obwohl er wusste, dass die von ihm sogar in gedruckten Versen gepriesenen massgeblichen Basler Reformationstheologen und der mit ihm gut bekannte amtierende Antistes Oswald Myconius den Erwerb des Dokortitels strikte abgelehnt hatten, strebte er diesen Grad an und erreichte die Vorstufe dazu am 2. Juni 1552: Er wurde öffentlich «unter grossem Publikumszulauf» (so die Autobiographie) zum Lizentiaten der Theologie promoviert und gab anschliessend das in solchen Fällen vom Brauch geforderte Gastmahl. Ein im damaligen Basel einmaliger Akt, obwohl das statutarisch vorgeschriebene Alter von 30 Jahren beinahe erreicht war. Doch damit provozierte er die ersten von hernach vielen abschätzigen Äusserungen über seine Person, die uns erhalten sind: Pfarrer Johannes Gast zu St. Martin quittierte das Ereignis in seinem Tagebuch mit seiner stets spitzen Feder folgendermassen: «Stolidus homo et ambitionis mancipium» (ein naivdreister Kerl und Sklave seines Ehrgeizes, s. *Basler Chroniken* 8, S. 434). Dass Pantaleon das Doktorat anstrebte, sah Gast genau; und nur dieses Ziel kann es gewesen sein, das den Lizentiaten im Frühjahr 1553 veranlasste, nach Tübingen zu reisen und dort mit den Spitzen der Universität Kontakt aufzunehmen. Allerdings ohne Erfolg, weshalb diese Reise ein zusätzlicher weisser Fleck im gedruckten Lebenslauf bleiben sollte. Doch dahinter steckte noch mehr: Pantaleons Scheitern als Prädikant. Denn nach Myconius' Tod im Herbst 1552 und Sulzers Wahl zum Antistes am 3. Januar 1553 wurde nicht er, das mit öffentlichen Geldern zum Prädikanten ausgebildete Stadtkind und zudem Lizentiat der Theologie, sondern der damals als Exulant in Aarau amtierende Konstanzer Mitreformator Johannes Jung zum Hauptpfarrer zu Sankt Peter gewählt, ein ehemaliger Mönch, der nie ein reguläres Universitätsstudium absolviert hatte. Eine zweifellos richtige Wahl bzw. Nichtwahl, die im übrigen durch die Kirchgemeinde zu treffen war und deshalb auch durch beste Beziehungen zum Rat nicht zu hintertreiben gewesen wäre. Eine Niederlage, die Pantaleon, nach eigenem Bekunden Felix Platter gegenüber als Prädikant und Seelsorger offensichtlich ungeeignet, in seiner Autobiographie mit einem einzigen Hinweis auf sein hastiges Sprechen als Grund für den Abschied von der Theologie bagatellisiert und durch Hinweise auf seine frühere Affinität zur Medizin und entsprechende Privatvorlesungen kaschiert. Dies hat für den Leser zur Folge, dass er

den erstaunlichen Coup gar nicht wahrnimmt, mit dem Pantaleon die Situation auf der Stelle rettet, indem er sogleich mit Erfolg das Gleis wechselt. Nachdem er nämlich die Vorlesungstätigkeit (jedoch nicht die Mitgliedschaft im Fakultätsrat) schon 1551 aufgegeben hat (offenbar verdiente er in den Offizinen besser), verzichtet er überraschend auch auf das Amt als Helfer zu St. Peter sowie das des Corregens im Unteren Collegium, reist Anfang September 1553 durchs Rhonetal hinunter und erwirbt nach Absolvierung der obligatorischen Disputation am 21. September 1553 den medizinischen Doktorgrad an der kleinen Universität Valence, wo man kaum studiert, sondern vor allem als Ausländer *per saltum* «billig» zu promovieren pflegt, wie das schon sein Mentor, der Stadtarzt Johannes Huber, praktiziert hat. Über Avignon nach Montpellier weitergereist, erscheint er am 27. September unversehens bei Felix Platter. Die Schilderung dieses «Überfalls» durch den auf fast zauberhafte Weise vom Theologen zum Mediziner mutierten Landsmann und des anschliessenden geselligen Beisammenseins mit den Basler Kommilitonen stellt ein Kabinettstück der indirekten Personencharakterisierung aus Platters Feder dar und vermittelt uns noch heute, ohne jede ausdrückliche Wertung, allein anhand von Pantaleons Verhalten ein umfassendes Bild von dessen Persönlichkeit sowohl in ihren merkwürdigen wie bemerkenswerten Ausprägungen (s. *Basler Chroniken* 10, S. 128).

Im November nach Basel zurückgekehrt, schlägt er sich als Arzt und weiterhin publizistisch tätig (zum Beispiel als – allerdings unautorisierter – Übersetzer von Sleidans epochemachender Zeitgeschichte) offensichtlich so gut durch, dass er am 15. Februar 1554 an bester Wohnlage, in der Augustinergasse neben der Johanneskapelle und gegenüber dem Oberen Collegium, das Haus «zur hohen Tanne» erwerben kann. Seit 1556 ist er wieder an der Artistenfakultät tätig und 1556/57 sogar erneut deren Dekan; schliesslich wird er bis ans Lebensende mit dem Lehrstuhl für Physik, d.h. für «natürliche Philosophie» anhand von Aristoteles' Naturlehre, betraut. Rektor Amerbach bedient sich seiner Erfahrung als Registrator, indem er sich eine Übersichtstabelle über die Artistendozenten und ihre Entlohnungen von 1544 bis 1556 aufstellen lässt. 1558 besteht Pantaleon die vom Rat neuerdings verordnete Zulassungsprüfung zur ärztlichen Praxis und erreicht in der Folge das vorletzte Ziel: Er wird, ohne eine Professur zu bekleiden, Mitglied der

medizinischen Fakultät und 1558/59 erstmals deren Dekan. Als solcher ordnet er das vernachlässigte Fakultätsarchiv, versucht mehr schlecht als recht die verlorene Matrikel wiederherzustellen (s. oben) und sorgt dafür, dass die Statuten erneuert und sogar, auf Pergament gedruckt, veröffentlicht werden. Hätte man einen kompetenteren Kollegen für die Ordnung und Registrierung der Bibliothek finden können, zumal er als Arzt und Dozent wenig ausgelastet war, nach eigener Aussage zusätzlich über fast unerschöpfliche Arbeitskraft verfügte und mit dem Buchwesen insgesamt vertraut war? Erst in den 1580er Jahre verschwindet seine Hand aus dem Bibliothekskatalog. Dies, kurz bevor die Regenz ihm 1585/86 als altem, als Arzt jedoch von den medizinischen Fachkollegen nie ernstgenommenem Mann die höchste Würde, nämlich das Rektorat, doch noch gönnte. Vielleicht aus Kommiseration oder weil sich kein anderer zur Verfügung stellen wollte? Doch das Amt konnte in diesem Fall «den Mann nicht mehr machen».

Zum offensichtlichen Geltungsdrang gesellte sich der finanzielle Erfolg, der von den Zeitgenossen als Geldsucht empfunden wurde, zumal Pantaleon dank seines *Heldenbuches*, das er Kaiser Maximilian II. gewidmet hatte, seit 1570 kaiserlicher Hofpfalzgraf war und als solcher gegen hohe Sporteln Legitimationen vornehmen sowie Notare kreieren und Dichter krönen konnte. Kein Wunder, wenn ein Zeitgenosse Pantaleons Liste des Reichskammergerichtspersonals in Speyer von 1565 folgendermassen ergänzte, indem er, den offenerzig-naiven Stil des Autors persiflierend, an den Rand schrieb: «es hatt mir ied(er) ein bätzlj verehrt, dass ich ihre namen hie her gesetzt» (UBB, Finsler 30: *Heldenbuch III*, S. 465). Wie soll der Historiker über vierhundert Jahre hinweg solche Häme parieren? Ja, Pantaleon war sehr *merkwürdig*, einerseits in vielem von provozierender Dreistigkeit, andererseits ein Kuriosum, der «Schellenkönig» auf der Spielkarte, wie ein Zeitgenosse meint (UBB, Kd.IX.2, 1, S. A3). Aber ist es nicht trotzdem *bemerkenswert*, wie nützlich er damals in organisatorischer Hinsicht für die Universität war und bis heute Bleibendes für deren Historiographie geleistet hat? Zwar hat er in seinem Heldenbuch sich selbst gleichsam als frühen Vorläufer heutiger Talkmaster propagiert, aber daneben wertvolles zeitgenössisches prosopographisches Material hinterlassen, nämlich z.B. eine erste ebenso ausführliche wie zuverlässige, aber bisher von der Forschung nicht beachtete Vita Heinrich



Bullingers samt einem echten Holzschnittporträt! Allerdings wüssten wir zu gerne, was hierfür den Ausschlag gab: das hohe Ansehen des Porträtierten, ein allfälliges Honorar oder einfach ganz allgemein die zusätzliche Förderung des guten, auch für den Autor gewinnbringenden Absatzes des Heldenbuchs?

**Lit.:** Eine kritische Bearbeitung von Pantaleons lateinischer Autobiographie von 1566 (sie ist im *Heldenbuch* übersetzt und bis zum Jahr 1570 fortgeführt) und eine darauf sowie auf den Nachlasstrümmern in der UBB und den Akten des StA beruhende detaillierte Biographie fehlt noch. Im vorliegenden Text wurde nur versucht, diese Lücke anhand einzelner Beispiele zu füllen, ohne dass die zahlreichen Quellenbelege bereits hier Platz gefunden hätten. – Gedruckte Ergänzungen bot erstmals [Joh. Werner Herzog] in: *Athenae Rauricae*. Basel 1778, S. 258–261, nachdem Melchior Adam, in: *Vitae Germanorum [...] philosophicis [...] literis clarorum*, Bd. 1. Frankfurt 1615, S. 396–403 die lat. Fassung fast wörtlich ausgeschrieben und Hans Jacob Leu, in: *Allgemeines Helveti-*

*sches [...] Lexicon*, Bd. 14. Zürich 1758, S. 376–379 eine deutsche Kurzbiographie samt Werkverzeichnis (anhand von Gesners *Bibliotheca universalis*) publiziert hatte. – In reichem Mass zusätzliches gedrucktes und handschriftliches Quellenmaterial beigezogen hat erstmals Hans Buscher: *Heinrich Pantaleon und sein Heldenbuch*. Basel 1946, S. 1–157, doch ist seine Arbeit leider nicht frei von Ungenauigkeiten und Irrtümern. Vgl. hierzu AK X/1, S. XCI, Nr. 2640a, Vorbemerkung, zweites Alinea, sowie Ursula Liebertz-Grün, in: *Euphorion* 80, 1986, Heft 1, S. 115–148, insbes. S. 145, Anm. 70, und S. 147, Anm. 87. – Zu Pantaleon als «comes palatinus» s. *Hofpfalzgrafen-Register*. Hrsg. vom Herolds-Ausschuss der deutschen Wappenrolle, Bd. 1. Berchtesgaden 1953, S. 113–129 (Bearbeiter: Peter P. Rohrlach). Karl Gauss: *Basilea Reformata*. Basel 1930, S. 120 bietet ausnahmsweise viel Unzutreffendes. *HBLS* 5, 1929, S. 373 führt Pantaleon irrtümlich als «Hans Heinrich» P. (so z.T. auch Buscher) auf, mit einzigem Verweis auf die kurzen, aber zuverlässigen und bezüglich Pantaleons Person und Leistungen sehr kritischen Angaben bei Albrecht Burckhardt: *Geschichte der medizinischen Fakultät zu Basel*. Basel 1917, S. 49–53. Diese sind für eine erste Information als Ergänzung des hier Mitgeteilten sehr geeignet.

Beat Rudolf Jenny